

KULTUR UND GESELLSCHAFT

Reihe	: Literatur
Titel	: Der Mond ist aufgegangen. Die niemals endenden Geschichten vom Gefährten der Erde
AutorIn	: Joachim Kalka
Redakteurin	: Dr. Jörg Plath
Sendetermin	: 27.12.2015
Regie	: Klaus-Michael Klingsporn
Besetzung	: Erzähler, Erzählerin, Zitator, Zitatorin

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig

© Deutschlandradio

Deutschlandradio Kultur

Funkhaus Berlin

Hans-Rosenthal-Platz

10825 Berlin

Telefon (030) 8503-0

**Musik**

## **Zitator**

„Bei Naturbeschreibungen muss man sich an kleine Einzelheiten halten... Du hast zum Beispiel schon die ganze Mondnacht, wenn du schreibst, dass auf dem Mühlenwehr der Hals einer zerbrochenen Flasche aufblitzt wie ein Stern und wie eine Kugel der schwarze Schatten eines Hundes oder Wolfes vorbeirollt und so weiter ...“

## **Erzähler**

Anton Tschechow legt in dem Brief vom 10. 5. 1886 an seinen Bruder eine kleine Poetik der Landschaftsschilderung vor. Er warnt vor traditionellen Gemeinplätzen wie dem Sonnenuntergang und den fröhlich zwitschernden Schwalben über der Wasseroberfläche. Und der Mond ist längst ein gefährlich abgenutztes Requisit der Landschaftsromantik geworden. Der Schriftsteller soll ihn auf keinen Fall groß am Himmel stehen lassen, es genügt, meint Tschechow, wenn eine Flaschenscherbe am Mühlenwehr in der Nacht aufblinkt, da hat man schon die Magie des Mondscheins.

## **Musik**

## **Erzählerin**

Nichts kann so abgegriffen sein wie die leiernde Beschwörung des Mondes; neben der Rose, dem Waldesrauschen und dem Meer gehört

er zu den exzessiv strapazierten Versatzstücken der Naturbeschreibung. Und doch ist er unverwüstlich, und sein Geheimnis tritt oft gerade in der kitschigen Stereotypie plötzlich zutage.

## **Musik**

It is only a paper moon

Sailing over a cardboard sea... (Frank Sinatra)

## **Erzählerin**

Zumal für ein naives und seiner selbst sicheres Erzählen gehört der Mond als unerlässliches Requisit an den Himmel gewisser auratischer Erzähllandschaften, in denen die Liebe wohnt oder das Abenteuer. Auch da, wo er nicht notwendig wäre, wo er nur der Erzeugung einer gewissen mysteriösen Stimmung dienen soll, darf er nicht fehlen.

## **Erzähler**

Ein winziges Beispiel kann man dem Comic Strip *Thimble Theater* entnehmen – dem „Fingerhuttheater“, was eine schöne Metapher für die kleine Bühne des Zeitungscomics ist.

## **Erzählerin**

*Thimble Theater* ist ein Titel, den heute nur noch Spezialisten kennen, aber jeder kennt den Helden, den dieser Comic Strip nach einigen Umwegen und Anläufen hervorgebracht hat: Popeye, den Seemann.

### **Erzähler**

Mit der denkwürdigen Sonntagsseite dieses Strips vom 3. Dezember 1933 beginnt die Geschichte von „Plunder Island“, der Beute-Insel. Popeye und sein alter, plötzlich wieder aufgetauchter Kumpan Bill Barnacle fassen den Entschluß, in See zu stechen, um sich eines legendären Schatzes zu bemächtigen:

### **Zitator**

„Und ich wünsch mir gar nix anderes wie gemeines Wetter und ein paar anständige Meutereien“.

### **Erzähler**

Bald beschleunigt sich die Geschichte mit der Nachricht, dass die Meerhexe – *the sea hag* – im Hafen gesehen worden ist. Ein vor Angst fast wahnsinniger Mann taucht auf, Professor Cringle, der einzige Mensch, der je von Plunder Island entronnen ist und die Position der Insel kennt, der Insel, die von der Meerhexe beherrscht wird... Und der Professor ruft in die Nacht der Stripbildchen:

### **Zitator**

„Der Mond! Der Mond sagt mir, dass sie hinter mir her sind! Jemand von ihnen ist nahe heut nacht!“

### **Erzähler**

Einige Bilder weiter ruft der angstgeschüttelte Mann, der in seinem Schrecken einen Baum erklettert hat und auf die Reede hinausstartt:

### **Zitator**

“Hach! Der Mond! Roter Mond hinter ihrem bösen Schiff!”

### **Erzähler**

Bill Barnacle knurrt:

### **Zitator**

“Recht hat er, Popeye – ‘n roter Mond zeigt sich durch Schiffstakelage – heut nacht, da passiert noch was...”

### **Musik**

### **Erzählerin**

Die Comics unterhalten einen lebhaften Bild- und Textverkehr mit dem Mond. Snoopy ist noch vor der NASA auf seiner Hundehütte zu dem Trabanten gereist; der Mond bescheint seit *Krazy Kat* die schönsten Comic-Landschaften. Auch Tim – Tintin – ist bereits Mitte der fünfziger Jahre auf dem Mond gelandet – natürlich in Gesellschaft von Professor Bienlein, Struppi und Kapitän Haddock sowie der beiden grotesken Detektive Schulze und Schultze, die unvorhergesehenerweise plötzlich an Bord auftauchen, was der Logik dieser Comicserie durchaus entspricht.

## **Atmo**

## **Erzähler**

Das Album *Reiseziel Mond*, 1953 erschienen, endet mit dem Start der Mondrakete; ein Jahr später folgt in direktem Anschluß *Schritte auf dem Mond*. 1954 also, fünfzehn Jahre vor Neil Armstrong, setzt unser junger Reporter den Fuß auf den Mond. Der Augenblick wird ausführlich inszeniert; Tintin spricht für die Bodenstation in Syldavien einen laufenden Kommentar zu seinem Ausstieg aus der Rakete. Die Hörer auf der Erde reagieren ratlos – gigantische Fragezeichen erscheinen über den Köpfen – denn aus dem Lautsprecher dringt ein langgezogenes

## **Zitator**

„Ooooooh!“

### **Erzähler**

Tintin fährt, in der nun offenen Tür des Projektils stehend und auf den Mond hinausblickend, fassungslos fort:

### **Zitator**

„Oooh! Was für ein überwältigender Anblick! ... Es ist... Wie soll ich es Ihnen beschreiben?... eine Alptraumlandschaft, eine Landschaft des Todes, schrecklich in ihrer Öde... Nicht ein Baum, nicht eine Blume, nicht ein einziger Grashalm... Kein Vogel, kein Laut, keine Wolke... Der Himmel ist tintenschwarz, und es stehen Tausende von Sternen an ihm... / Aber sie sind reglos, wie eingefroren, ohne das Glitzern, das sie von der Erde aus so lebendig erscheinen läßt!“

### **Musik**

### **Zitator**

„Und seht, dort droben träumt der Mond,  
So kalt wie damals, als es den Menschen nicht gab.“

### **Erzähler**

Das ist der erste, überwältigende Eindruck vom Mond aus der Nahaussicht:  
Er ist tot wie in diesem Gedicht von Jules Laforgue.

### **Erzählerin**

Dass der Mond etwas Totes, Leeres, Unheimliches ist, das ist den alten Zeiten unvertraut. Da ist er eine kühl-liebliche Göttin oder eine der sieben gravitatisch-schicksalhaften Figuren des großen Planetenballetts, mit eher positiven Folgen für die Nativität – die mit dem Mond in einem relevanten kosmischen Horoskop-Haus Geborenen sind je nach Tierkreiszeichen sensibel-labil, stimmungsaffin, musikalisch, sinnlich... Erst die wissenschaftlichen Fortschritte lassen das Leblose evident werden, das sich einem sensiblen Blick bis zum Grauenhaften steigert. Von da an ist das leichenhaft Fahle, das beunruhigend Stumme des Mondes das andere große Register neben seiner schimmernden erotischen Verlockung – das Totenhafte widerspricht dem Eros. Oder es vermählt sich sinister mit ihm.

### **Erzähler**

Selten ist das spukhaft Graue und Tote des Mondes so schön beschworen worden wie in einem lange Zeit klassischen, nun wohl langsam dem Vergessen anheimfallenden deutschen Kinderbuch: *Peterchens Mondfahrt* von Gerdt von Bassewitz. Das hübsch erzählte Buch aus dem Jahre 1916 verdankt seinen Erfolg und seine Bedeutung nicht zuletzt den Illustrationen von Hans Baluschek, einem Maler mit

sozialdemokratischen Neigungen und Mitglied der Berliner Secession.

Wie sieht es auf dem Monde aus, als Peterchen und Anneliese ihn endlich erreichen?

### **Zitator**

„Bäume standen da, die gar nicht wie Bäume, sondern wie Baumgespenster aussahen. Grauweiß waren sie und ganz gebeugt unter der Last einer uralten Asche, die wohl einst nach großen Stürmen auf dem Monde wie Schnee auf ihre Zweige niedergefallen sein mochte. / Jeder Baum warf einen langen Schatten. Pechschwarz, gleich dicken Tintenstrichen lagen diese Schatten auf dem geistergrauen Boden und sahen sehr unheimlich aus. Hin und wieder standen große, grünliche Pilze, die gewiß sehr giftig waren, zwischen den Wurzeln der Gespensterbäume, und uralter, eisgrauer Schimmel hatte alle Steine am Boden dick überzogen.“

### **Erzählerin**

Der Mondmann, der einst wegen eines Holzfrevels von der Nachtfee in diese uralte Mondlandschaft verbannt wurde, ist ein riesenhafter, grauenvoll häßlicher Unhold. Es gibt einen Grund für sein Exil, einen Grund, in dem sich archaische Scheu vor dem Wald, die feudale Gesetzgebung gegen die frierenden armen Leute und christliches Gebot vermengen: Er ist „ein Holzdieb, der am Sonntag stehlen wollte“. Er hackte eine Birke mit seiner Axt ab und erwischte mit seiner

Axtklinge dabei auch das Maikäferbein, das mit in den Mond verzaubert wird und von nun an der gesamten Käfernachkommenschaft der Sumsemanns fehlt, bis zwei gute Kinder mit einem Käfer aus diesem Geschlecht in den Mond fliegen, um das Beinchen zurückzuholen. Doch außerdem ist der Mondmann einfach ein gefräßiges Ungeheuer – ein Oger wartet im Mond mit riesigem, speicheltriefendem Maul, der sich die Kinder braten möchte.

### **Zitator**

„Zwei Menschlein kamen zu mir herauf –  
Mit Haut und Haaren freiß' ich sie auf!  
Tausend Jahr hab' ich nichts gegessen!  
Tausend Menschen könnte ich fressen!“

### **Erzähler**

Bemerkenswert ist, dass sich den Kindern abgesehen vom Monde alle Personifikationen des Himmels, des Wetters und der Nacht verbünden, Blitz und Donner, Hagel und Eis, das Wasser mit seinen Katarakten und das Sandmännchen und der große Bär. Die Sonne und die Sterne sind ganz und gar freundlich. Der Mond aber, dessen Scheibe so friedlich und schön leuchtet, ist nicht nur der Exilort eines Unholds, er ist in sich unheimlich, vor allem, weil er unvordenklich alt ist. Als die Kinder dort anlangen, stehen sie in einer Landschaft uralter Unheimlichkeit.

## **Zitator**

„Alt ist er wie ein Rabe, / sieht manches Land. / Mein Vater hat als Knabe / ihn schon gekannt“.

## **Erzähler**

schreibt Matthias Claudius. Das hohe Alter potenziert das Spukhafte, Leblos-Untote.

## **Zitator**

“Über die Maßen kurios – finden Sie nicht auch – dass die Menschen trotzdem gerade den Mond unter allen Gestirnen am meisten lieben? – Besingen ihn doch sogar ihre Dichter, die im Geruch stehen, Seher zu sein, mit schwärmerischem Geseufz und Augenverdrehen, und keinem werden die Lippen blass vor Grauen bei dem Gedanken, dass seit Millionen Jahren Monat für Monat eine blutlose kosmische Leiche die Erde umkreist!“

## **Erzähler**

Das ist eine Bemerkung aus der eigenartigen Erzählung „Die vier Mondbrüder“, die Gustav Meyrink 1917 veröffentlicht hat, ein Jahr nach der Buchversion von *Peterchens Mondfahrt*. Meyrink bringt dort die eindringlich geschilderte Weltkriegs-Katastrophe mit dem unheilvollen

Einfluss des Mondes zusammen, den eine okkulte Verschwörung in die Weltgeschichte lenkt. Und er fährt, nachdem er die Menschen ihrer Mondsentimentalität wegen verspottet hat, fort:

### **Zitator**

„Da sind wahrlich die Hunde gescheiter – insonderheit die schwarzen –, die ziehen den Schweif ein und heulen den Mond an.“

### **Erzähler**

Ja, seit unvordenklichen Zeiten heulen die Hunde den Mond an. Snoopy denkt in den *Peanuts* einmal über diese tausendjährige hündische Tradition nach und sinniert, so lange hätten nun die Hunde zum Mond emporgejault:

### **Zitator**

„The moon hasn't changed, and dogs are still dogs. (...)That proves something, but I don't know what.“

### **Erzähler**

Der Mond hat sich nicht verändert, und Hunde sind immer noch Hunde. Das beweist etwas, aber ich weiß nicht, was.

## **Erzählerin**

Nun - es beweist einen historischen Antagonismus von Hund und Mond, der so eng ist, dass er fast ein Bündnis scheint. Ehe der Mensch ins Weltall flog, tat dies ein Hund: Laika.

Vor den domestizierten Hunden ließen die Wölfe ihr Geheul aufsteigen. Der Mond ist das Himmelszeichen, das die Stunde des Werwolfs anzeigt. Wie im Vampir kino das elegante Monstrum es peinlich vermeiden muss, sich der Sonne auszusetzen, so hat der mit dem Fluch der Lykanthropie Geschlagene in den Werwolf filmen immer (bis hin zur Komik) zu tun, dass ihn keiner sieht, wenn der volle Mond aufgeht und das Fell an seinen Wangen und Handflächen zu wuchern beginnt. Der Mond, der sich selbst ständig wandelt, ist das Emblem der Metamorphose.

## **MUSIK**

### **Zitator**

“Als Gott den lieben Mond erschuf,

gab er ihm folgenden Beruf:

Beim Zu- sowohl wie beim Abnehmen

sich deutschen Lesern zu bequemen,

Ein A formierend und ein Z,

dass keiner groß zu denken hätt.“

## **Erzähler**

So Christian Morgenstern in einem seiner *Galgenlieder*. Die Buchstabenformen von A und Z ergeben in alter deutscher Schreibschrift eine nach links und eine nach rechts geschwungene Halbkreislinie. Weshalb Morgenstern schlussfolgert:

## **Zitator**

„Befolgend dies ward der Trabant  
ein völlig deutscher Gegenstand“.

## **Erzählerin**

Morgensterns Galgen-Phantasie hält die nationalen Ansprüche fast sardonisch ans Maß des Kosmischen und lässt mit eleganter Beiläufigkeit den Mond zum reinen Schriftzeichen werden, welches in seiner Doppelung das ganze Alphabet umschließt und somit von A bis Z Schrift schlechthin an den Himmel malt. Der Mond ist das uralte Signum des ewig gleichen Wandels, der unsere Zeit bestimmt, intimer als der Sonnenlauf des Jahres, gültiger als die Drehung der Erdachse mit Tag und Nacht. Ehe der Mensch die Schrift erfindet und rechnen lernt, sieht er dieses Zeichen am Himmel stehen und versucht es zu deuten.

## **Erzähler**

Der Mond in seiner Zeichenhaftigkeit lässt in seinem leeren Rund jeden das sehen, was er zu sehen erwartet. Die Fleckigkeit der leuchtenden

Mondenscheibe lädt ein, wie in einer schmutzigen Tapete oder an einer alten Mauer Bilder zu entdecken. Lichtenberg schreibt in den *Vorlesungen zur Naturlehre*:

### **Zitator**

„Durch die Ferngläser sieht der Mond zum Erstaunen rauh und uneben aus, alles wimmelt von hellen und dunkeln Flecken darauf. Etliche sind sehr groß und unregelmäßig, erscheinen als Flecke im eigentlichen Verstand wie ein Schmutz, dergleichen sehen wir mit bloßen Augen und ein Teil von ihnen macht das aus, was der gemeine Mann den Mann im Mond nennt.“

### **Erzähler**

Ja, wir sehen, wenn man es uns in der Kindheit erzählt hat, den Mann im Mond, der schon lange vor *Peterchens Mondfahrt* ein Holzdieb mit Axt und Reisigbündel ist. Die Chinesen sahen etwas anderes – den göttlichen Hasen mit seinem Mörser, in dem dieser lunare Alchemist das Lebenselixier zubereitet. Als Kind versuchte ich nach naiver chinesischer Lektüre, den Alchimistenhasen im Mond zu erkennen; es gelang mir nicht. Dafür las ich in den *Chinesischen Volksmärchen* von Richard Wilhelm, einem Buch, das mich mit seiner fremden Götterwelt, seinen Höllen, Fuchsgeistern und zauberkräftigen Gelehrten unendlich faszinierte, im Abschnitt über „Die Mondfee“ einen jener wunderbaren Erzählanfänge, an denen dieses Buch reich ist:

## **Zitator**

„Ein Kaiser aus dem Hause Tang saß einmal in der Mittherbstnacht mit zwei Zauberern beim Wein.“

## **Erzähler**

Einer der Zauberer wirft eine Bambusstange in die Luft, die zu einer Brücke wird, auf welcher die drei in den Mond wandeln können. Sie kommen zu einem Gebäude, an dem zu lesen ist: „Die weiten Hallen der klaren Kälte.“ Ein intensiv duftender Kassiabaum steht daneben.

## **Zitator**

„Ein Mann saß auf dem Baum, der mit einer Axt die Nebenzweige abhieb. Der eine Zauberer sprach: ‚Das ist der Mann im Monde. Der Kassiabaum wächst so üppig, dass er mit der Zeit den ganzen Glanz des Mondes beschatten würde. Darum muss er alle tausend Jahre einmal abgehauen werden.‘ ... Neben dem Baume aber stand ein Mörser aus weißem Marmelstein. Ein Hase aus Jaspis zerstiess darinnen Kräuter.“

## **Musik**

## **Erzähler**

Denkt man über die Mondgeschichten nach, die man einmal gehört oder gelesen hat, ist es verwirrend, dass häufig eine Axt in diesen Erzählungen auftaucht. Der Freiherr von Münchhausen, in türkischer Kriegsgefangenschaft versklavt, schleudert seine Axt einmal so schwungvoll nach zwei Räufern, die den ihm anvertrauten Bienen des Sultans nachstellen, dass sie bis in den Mond fliegt. So muss Münchhausen – das ist gewiss ein Echo des englischen Märchens von Jack und der Bohnenranke – eine jener „türkischen Bohnen“ pflanzen, die „sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe“ emporwachsen. Er klettert an der Bohnenranke hinauf.

## **Zitator**

„Es war ein ziemlich mühseliges Stückchen Arbeit, meine silberne Axt an einem Orte wiederzufinden, wo alle anderen Dinge gleichfalls wie Silber glänzten.“

## **Erzähler**

Als Münchhausen ein anderes Mal in einem seiner Histörchen auf den Mond gerät, lernt er dessen Bewohner kennen, die sich nicht wie die Menschen vermehren, sondern wie Pflanzen. Da haben wir die Axt und die Bäume im Mond wieder zusammen.

## **Zitator**

„Die Freuden der Liebe sind im Monde gänzlich unbekannt ... Alles wächst auf Bäumen.“

## **Erzähler**

Dass eine Axt im Mond verloren geht, scheint nicht überraschend, ist der Mond doch der Ort alles Verschollenen. Alexander Popes entzückendes kleines pseudo-heroisches Poem „Der Lockenraub“, entstanden 1712-1714, vermutet die skandalöserweise einer bekannten Schönheit gestohlene Locke eben dort:

## **Zitatorin**

Sie sei vielleicht jetzt in der Mondensphäre,  
Weil, was verloren, dort bewahrt wäre:  
Verstand von Helden in massiven Vasen,  
Verliebttes Herz, verschnürt mit rosa Phrasen,  
Verstand von Stutzern, in Schnupftabaksdosen,  
Gebrochene Schwüre, Totenbettsalmosen,  
Des Höflings Wort, des Kranken betend Stöhnen,  
der Huren Lächeln und der Erben Tränen,  
Karzer für Mücken, Ketten für den Floh,  
Schmetterlingsmumien und dürres Stroh.

## **Erzähler**

Unter den vielen spektakulären Illustrationen, die Gustave Doré für Ariosts *Orlando Furioso* geschaffen hat, zählt jene zu den eindrucksvollsten, die uns zeigt, wie Astolfo und der Heilige Johannes im Triumphwagen des Elias (gezogen von vier Flügelpferden) den Mond anfliegen, einen riesigen kraterübersäten Himmelskörper in fast bildfüllender halber Untersicht.

### **Erzählerin**

Hier projiziert das neunzehnte Jahrhundert seine Wissenschaftspoesie in die Renaissance zurück. Ariost läßt den treuen Freund Astolfo deshalb mit solch erhabener Hilfe zum Mond reisen, weil dieser Himmelskörper – eine großartige und bedrohliche Vorstellung – der Ort ist, wo sich alle verlorenen Dinge versammeln, wo also auch der verlorene Verstand des wahnsinnig gewordenen und deshalb rasenden Rolands zu finden sein muss. Nichts scheint logischer, denn der Mond raubt ja insbesondere den Verstand, er macht verrückt, und der Wahnsinnige heißt auf Englisch *lunatic*.

### **Musik**

#### **Erzähler**

Man sieht, starrt man konzentriert in den Mond, was man hofft oder fürchtet. Sehr eindringlich zeigt dies Oscar Wilde in seinem Einakter *Salomé* (auf Französisch geschrieben und veröffentlicht 1891). Der

Vorhang hebt sich und man sieht eine mondbeglänzte Bühne; die Szene zeigt eine Terrasse des Palasts von König Herodes, über deren Brüstung sich einige Soldaten lehnen, um dem unten stattfindenden Bankett zuzuschauen. Fast zu Beginn sagt der Page der Herodias, der in den jungen Syrer verliebt ist:

### **Zitator**

„Sieh den Mond! Wie seltsam! Der Mond ist wie eine Frau, die sich aus dem Grab erhebt. Wie eine tote Frau. Man könnte meinen, sie sucht nach toten Dingen.“

### **Erzähler**

Und der junge Syrer, der wiederum in Salome verliebt ist, spricht einfach vor sich hin:

### **Zitator**

„Sie...“

### **Erzählerin**

Diese *sie* ist der weibliche Mond, Selene, Luna, „der“ Mond, „den“ die Engländer in der Nachfolge der Antike als weiblich voraussetzen. Also:

### **Zitator**

„Sie sieht seltsam aus. Sie ist wie eine kleine Prinzessin, die einen gelben Schleier trägt, und ihre Füße sind aus Silber. Sie ist wie eine Prinzessin, die als Füße kleine weiße Tauben hat. Man könnte meinen, dass sie tanzt.“

### **Erzähler**

Ein wenig später tritt Salome auf die Terrasse, und sie spricht:

### **Zitatorin**

„Wie gut, den Mond zu sehen. Er ist wie ein kleines Geldstück; man könnte meinen, er ist eine kleine silberne Blume. Der Mond ist kalt und keusch. Ich bin sicher, er ist eine Jungfrau. Die Mondenscheibe hat die Schönheit einer Jungfrau. Ja, sie ist eine Jungfrau. Sie hat sich nie befleckt. Sie hat sich nie Männern hingegeben wie die anderen Göttinnen.“

### **Erzähler**

Und so geht es fort. Der Page der Herodias sagt angstvoll:

### **Zitator**

„Oh! Wie seltsam der Mond aussieht. Man könnte meinen, er ist die Hand einer toten Frau, die sich mit einem Leichentuch bedecken möchte.“

### **Erzähler**

Der junge Syrer setzt hingerissen hinzu:

### **Zitator**

„Sie sieht seltsam aus! Sie ist wie eine kleine Prinzessin, deren Augen aus Bernstein sind. Durch die Musselinwolken hindurch lächelt sie wie eine kleine Prinzessin.“

### **Erzähler**

Das Königspaar tritt auf. Der unruhige Tetrarch Herodes spricht zerstreut und beklommen:

### **Zitator**

„Der Mond sieht seltsam aus heute nacht. Sieht die Mondenscheibe nicht seltsam aus? Sie ist wie eine verrückte Frau, eine verrückte Frau, die überall nach Liebhabern sucht. Und sie ist nackt. Sie ist ganz nackt. Die Wolken wollen ihre Nacktheit bedecken, aber sie lässt es nicht zu. Sie zeigt sich nackt am Himmel. Sie taumelt durch die Wolken wie eine

verrückte Frau... Ich bin mir sicher: Sie sucht nach Liebhabern. Taumelt sie nicht umher wie eine trunkene Frau? Sie ist wie eine verrückte Frau, nicht wahr?“

### **Erzähler**

Seine Gattin Herodias – auf welche die soeben erfolgte Beschreibung weitgehend passen würde – antwortet:

### **Zitatorin**

„Nein. Der Mond ist wie der Mond, das ist alles. Lass uns hineingehen...“

### **Erzählerin**

Einzig die brüske Tautologie „der Mond ist wie der Mond“ kann den Strom der Metaphern anhalten, die im Zeichen des „Man könnte meinen...“ aus der leeren Mondenscheibe hervorquellen. Doch es gelingt nur momentan. Und der Tetrarch schlägt bald das eigentliche Thema des Stückes an, das sich hinter der verführerischen Schönheit der Salome verbirgt und das der Page zu Anfang schon evoziert hat: das des Todes. Die Unterhaltung kommt auf Jesus.

### **Zitator**

„HERODES Er weckt die Toten wieder auf?

ERSTER NAZARENER Ja, Herr, er weckt die Toten auf.

HERODES Ich wünsche nicht, dass er das tut. ... Man soll ihn suchen und ihm von mir ausrichten, dass ich es nicht erlaube, die Toten aufzuerwecken. Wasser in Wein verwandeln, die Aussätzigen und die Blinden heilen... dergleichen mag er tun, wenn er will. Ich sage nichts gegen diese Dinge. Tatsächlich scheint es mir eine gute Tat, einen Aussätzigen zu heilen. Aber ich gestatte keinem, die Toten aufzuwecken. Es wäre entsetzlich, wenn die Toten wiederkämen.“

## **Musik**

## **Erzählerin**

Die runde, glänzende Mondenscheibe wird zum silbernen Schild, auf dem der mächtige schwarze Arm des Scharfrichters das Haupt des erschlagenen Johannes aus der Tiefe emporhebt, und schließlich zu den Schilden, mit denen die Soldaten des Herodes Salome zermalmen, als dieser die letzten Worte des Stückes ruft: „Man töte dieses Weib!“ Vorher aber hat der Mond bewiesen, dass wir in seinem zauberisch leeren Kreis all das ahnen und sehen, was in uns selbst umgeht, wir, die Projektionsapparate wechselnder Subjektivität.

## **Musik**

## **Erzähler**

Fünf Jahre nach Oscar Wildes *Salome* verschiebt Max Beerbohm in „Der glückliche Heuchler“ die mythologische Konvention von Mond und Sonne in verblüffender Weise. Lord George Hell, ein reicher und verderbter Wüstling, wird von Amors Pfeil getroffen (buchstäblich) und verliebt sich wider alles Erwarten in tiefstem Ernst in ein junges Mädchen. Doch dieses sagt ihm, es müsse seinen Heiratsantrag zurückweisen. Ihr Herz, fährt die junge Frau fort, könne nur einem Mann gehören, der die Züge eines Heiligen habe. Da geht Lord George zum Maskenmacher in der Old Bond Street.

## **Zitator**

„Maske eines Heiligen, Mylord? Gewiß!“ sagte Mr. Aeneas geschäftig.  
„Mit oder ohne Heiligenschein?“

## **Erzähler**

Um den in tiefes Sinnen versunkenen Aristokraten ein wenig zu unterhalten, während die Maske präpariert wird, erzählt Mr. Aeneas eine Geschichte.

## **Zitator**

„[Lord Georges] Blick fiel unbewusst auf eine große runde Maske aus mattem Silber, die auf der Oberfläche die Züge eines Menschengesichtes in feinem Filigran zeigte. ‚Eure Lordschaft fragen sich, was das für eine Maske ist?‘, zwitscherte Mr. Aeneas und klopfte mit einem seiner kleinen Fingernägel dagegen. ‚Was ist das für eine Maske?‘, murmelte Lord George abwesend. ‚Ich sollte es nicht ausplaudern, Mylord‘, sagte der Maskenmacher. ‚Aber ich weiß, Eure Lordschaft werden ein Berufsgeheimnis respektieren, ein Geheimnis, das mich zu Recht mit Stolz erfüllt. Dies‘, sagte er, ‚ist eine Maske für den Sonnengott Apoll, den der Himmel segne!‘ ‚Ihr setzt mich in Erstaunen‘, sagte Lord George.“

## **Erzähler**

Mr. Aeneas vertraut ihm an, dass dieser Gott, voller Trauer, weil er nie die Menschen in den Nächten zu Gesicht bekommt, zu der Zeit also, da sie göttergleich trinken, tanzen und frohlocken, sie einmal nachts zu belauschen versucht – doch als die Sonne ihr Gesicht über den Horizont schiebt, glauben die Menschen verwundert, der Tag sei wieder da und erheben sich von ihren Festen und gehen zur Arbeit. Der Gott will schon daran verzweifeln, je dieses erhabenen Anblicks teilhaftig zu werden, da fertigt Vulkan ihm eine silberne Maske an, und diese Tradition vererbt sich auf die jeweils kunstfertigsten Maskenmacher einer Epoche.

## **Zitator**

„Und die Menschen haben nie gewusst, dass Apoll ihnen oft bei Nacht zusieht, sondern haben stets geglaubt, es sei irgendeine blasse Göttin.‘  
,Ich selbst meinte immer, es sei Diana‘, sagte Lord George Hell. ,Ein Irrtum, Mylord!‘ sagte Mr. Aeneas lächelnd. ,Ecce signum!‘ Und er pochte an die Maske aus mattem Silber.“

## **Erzählerin**

Die *Décadence* spielt gerne mit den Geschlechtsrollen, doch in dieser Geschichte – die zum Subtilsten gehört, was das späte neunzehnte Jahrhundert über Wahrheit und Lüge „im außermoralischen Sinne“ zu sagen weiß – ist die Maske die höhere Realität und der Mond die geheime Erscheinung der sehnsüchtigen Sonne.

## **Musik**

## **Erzähler**

Der Mond tritt uns am Nachthimmel meist, so herum oder so herum, als Sichel, als Käsekeil oder als halbgelutschtes Bonbon entgegen, doch die typische Erscheinung ist seit den Kinderbüchern der große runde Zirkel, der pralle, gelbe Mond.

## **Musik**

## *Lazy Moon*

### **Erzähler**

Vom faulen Mond singt Oliver Hardy. In *Hinter Schloß und Riegel*, einem der ersten längeren Tonfilme von Laurel und Hardy, gelingt es Stan und Ollie, aus dem Gefängnis zu entkommen, in das sie als Alkoholschmuggler gekommen sind. Sie mischen mit geschwärzten Gesichtern unter die Erntearbeiter einer Plantage. Da sie nun schon einmal *in blackface* sind – einem traditionellen Kostüm singender weißer Variété-Entertainer – bringt Ollie mit großem Brio (begleitet vom „Etude Ethiopian Chorus“) das sentimentale Liedchen dar, Stan steuert einige virtuose Tanzschritte bei.

### **Musik**

## *Lazy Moon*

### **Erzählerin**

In *Lazy Moon* wird der Mond seiner Faulheit wegen getadelt und angefleht, doch endlich zu erscheinen. Denn die Liebste hat versprochen, im Mondschein zum Rendezvous zu kommen. Der Mond ist eine Art gütiger Kuppler harmloser Liebesbegegnungen. Der Charme dieses Auftritts liegt darin, dass ein geschwärztes Mondgesicht den Mond ansingt, der mondenrunde Oliver Hardy die Vollmondscheibe.

Ollies Gesangsauftritte (und das Tanzen beider) in diesen Filmen sind so gut, dass sich die Filmhistoriker gelegentlich gewundert haben, warum Laurel und Hardy einen solchen *song and dance*-Auftritt nicht zu einem ähnlichen Markenzeichen ihrer Kinoerzählungen gemacht haben wie Stans Weinen, Ollies resignierte Blicke in die Kamera oder das Vertauschen der Hüte.

### **Erzähler**

Acht Jahre später zeigt der Film *In der Fremdenlegion* Laurel und Hardy bei jener verwegenen Truppe, in die sie sich wegen Ollies Liebeskummer geflüchtet haben, weil hier „Männer das Vergessen suchen“. Beinahe sofort hat Ollie vergessen, was er in der Legion vergessen wollte, und die beiden beschließen, wieder aufzubrechen und schlendern in Zivil mit ihren Koffern über den Kasernenhof, wo gerade eine kleine Militärkapelle spielt, mit einem Anklang von Musette-Musik. Die beiden bleiben stehen und Ollie beginnt zu singen und Stan tanzt, und wieder spricht der mondgesichtige Sänger zum Mond: „Shine on, Harvest Moon“ – der Herbst-Mond soll scheinen, denn im Winter ist es zu kalt für die Liebe.

### **Musik**

*Shine on, harvest moon*

### **Erzähler**

Die filmische Existenz von Laurel und Hardy ist asexuell, doch insbesondere Ollie ist entzückt über jede Gelegenheit altfränkisch-südstaatlicher Höflichkeit gegenüber der Damenwelt und über jeden Anlaß zum Flirt.

### **Zitator**

„Wir hatten in letzter Zeit sehr viel Wetter ...“

### **Erzählerin**

Die Lieder zelebrieren eine romantische, aber konventionell harmlose Situation: das unter Küsschen Herumspazieren im Mondschein. Wenn Stan und Ollie mit Mädchen (nicht mit ihren Ehefrauen!) zusammen sind, hat in den wenigen ruhigen Augenblicken der Handlung das erotische Glück von Stan dieselbe verwunschene Stasis, wie wir sie auf einem berühmten Bild von Watteau sehen. Dort sitzt „Der zufriedene Pierrot“, die Hände auf den weißen Schenkeln und starr versunken geradeaussehend, zwischen zwei modischen Damen, deren seitlich gruppierte Kavaliere ihn nicht stören. Stan und Ollie gehören an das vorläufige Ende einer *commedia dell'arte*-Tradition, die eine ihrer ersten großen bildkünstlerischen Verkörperungen in der Malerei des frühen achtzehnten Jahrhunderts erlebt, bei Watteau, Pater oder Lancret. Sie sind trotz ihrer schwarzen oder grauen Anzüge und schwarzen Hüte geheime Verwandte der weißen Pierrots.

## **Musik**

### **Erzähler**

Zwischen dem Rokoko und dem Slapstickkino erlebte der Pierrot nach dem Untergang der höfischen Maskeradenwelt eine seltsame Wiederauferstehung in Theater und Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Marcel Carnés großer Film *Kinder des Olymp* aus dem Jahr 1945 setzt drei historischen Figuren um 1830 ein Denkmal: dem Schauspieler Frédérick Lemaître, dem Mörder Lacenaire und dem Mimen Jean-Baptiste Debureau. Der historische Debureau riss bei seinen Pierrot-Auftritten im Théâtre des Funambules das Volk und die Künstler hin. Im Zentrum von Carnés Film steht Jean-Louis Barrault als Debureau, und diese Pierrot-Figur ist ganz dem Mond zugehörig.

### **Erzählerin**

Der Pierrot ist noch gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts Chiffre einer modernen, radikalen Kunst. Der Text von Schönbergs unerhörtem Zyklus Musikalischer „Melodramen“ *Pierrot lunaire* geht auf die gleichnamige Gedichtfolge des belgischen Autors Albert Giraud aus dem Jahre 1884 zurück. Mit diesem Zyklus hat man eine wunderbare Enzyklopädie der melancholisch-subversiven Themen, die sich um den Pierrot und den Mond gruppieren – vor allem hat man den „inspirierten Opportunismus“ (wie Charles Barr über Stan Laurel sagte), der unter

der Ägide des Pierrots Mondmetaphern erzeugt – der Mond ist eine Omelette, ein Schädel, eine Frauenbrust, ein Säbel, eine Glatze.

## **Musik**

*Serenade (Schönberg, Pierrot Lunaire No. 19)*

## **Erzählerin**

Das Weiß des Pierrots ist nicht das Weiß der Unschuld, es ist das Mondenweiß der verwunschenen und bedrohlichen Melancholie, das ungeheure Möglichkeiten gebärende Weiß des leeren Blatts Papier, vielleicht verwandt dem Albinoweiß des monströsen und rätselhaften Wals bei Herman Melville. Baptiste, der von Jean-Louis Barrault verkörperte Pierrot in Carnés Film, wird traurig, als die Rede auf den Mond kommt: „La lune..., bien sûr, la lune...“, und dann wird er zornig und wiederholt die Beschimpfungen, die er, der Träumer, sich schon seit seiner Kindheit anhören musste:

## **Zitator**

„Er ist nicht wie wir! Er gehört nicht zu uns!“ Denn er ist „vom Mond gefallen“.

## **Erzählerin**

Dieses märchenhafte Bild hat hier eine toxische Schärfe: Der Mond ist der Ort des ganz Anderen. Der Pierrot wird ewig seiner Familie ein beunruhigendes Rätsel bleiben, ein *abstoßendes*, zu fürchtendes. Und den zentralen Satz des Films begreift er nicht:

### **Zitator**

„Siehst du, Baptiste, so einfach ist die Liebe.“

### **Musik**

### **Erzähler**

In welcher Stelle des Himmels wird sich der Mond an einem gegebenen Tage zu einer bestimmten Uhrzeit befinden? Das wissen die Astronomen, und der Almanach verzeichnet es. Wenn wir aber nicht nachgeschlagen und einige Tage lang nicht darauf geachtet haben, verblüfft uns der Anblick des Mondes an unerwarteter Stelle. Und hat man sich nie systematisch mit Astronomie befaßt, so scheint es unserer ungeschulten Naivität, als könne der Mond in jedem Winkel des Himmels mit einem Male aus den Wolken auftauchen. Doch die Experten können den oft genialisch mit den Himmelserscheinungen herumfuhrwerkenden Erzählern häufig Fehler nachweisen. Robert Louis Stevenson schreibt in seiner Einleitung zur *Schatzinsel*:

## Zitator

„Wie mühsam der Mond ist! Ich bin mit dem Mond in *Prince Otto* böse in die Bredouille geraten, und sobald man mich darauf aufmerksam gemacht hatte, habe ich eine Vorsichtsmaßnahme ergriffen, die ich anderen auch empfehle – ich schreibe nie ohne einen Almanach.“

## Erzählerin

Solche Fehler sind gerade in den abenteuerlichen Romanen des neunzehnten Jahrhunderts häufig; Sir Walter Scott lässt in *Der Altertümler* die Sonne im Osten untergehen.

Und ein derartiger Flüchtigkeitsfehler bietet auch einem *alter ego* Arno Schmidts Anlaß zu einer besserwisserischen Klage. Der Erzähler in „Rollende Nacht“ hat auf einer nächtlichen Eisenbahnfahrt einen promovierten Gymnasiallehrer kennengelernt, der unter anderem Englisch unterrichtet. Bei einem kleinen Aufenthalt in Altenbeken steigt man kurz aus.

## Zitator

„... wir besahen zusammen eine zeitlang den mageren Mond, der sich im weißgestrickten Gewölk eins fror. ‚Könnten Sie mal bei Walter Scott, im Original, nachsehen [...] Da kommt im ‚Herzen von Midlothian‘ das Phänomen vor, dass ‚der volle Mond breit im Nordwesten‘ aufsteigt.‘ Er hatte mir lässig das verbrauchte Halbprofil hingehalten, und fragte jetzt

vornehm erschöpft: ‚Warum? Gibt’s das nicht?‘ (Man ist also doch letzten Endes allein!) ‚Nein‘, sagte ich bitter...“

### **Erzählerin**

Arno Schmidts Erzählen ist durchaus mondlichtgesättigt, und der Autor weiß darum.

### **Zitator**

„Was ich schon so an Mondmetaphern ersonnen habe; es wäre nicht mehr als recht und billig, einen Mondkrater nach mir zu benennen!“

### **Erzähler**

Die höchste Reverenz an den Mond in Schmidts Œuvre stellt der Roman *KAFF auch Mare Crisium* dar, der Höhepunkt des Schmidtschen Schreibens vor dem hermetischen Spätwerk *Zettels Traum*. Im *KAFF*-Roman ist der Mond bewohnt von zwei spärlichen irdischen Kolonien, einer amerikanischen und einer russischen – dies ist der Rest der Menschheit nach dem großen Krieg der gegenseitigen Vernichtung. Und von diesem unerhörten, dramatischen und banalen Leben auf dem Mond erzählt der Erzähler des Romans, um seine Freundin zu unterhalten, bei dem gemeinsamen Urlaub in einem Heidedorf. Und er zaubert fabulierend alle möglichen Einzelheiten seiner Realität und alle möglichen Texte der Literatur genial-

opportunistisch auf den Mond. Der Dichter der amerikanischen Kolonie, ultimativ aufgefordert, ein bedeutendes Werk vorzulegen, behilft sich mit einer Paraphrase des Nibelungenliedes, und unter der Mondkuppel dringt als Schlager eine Abwandlung eines sanft kitschigen Jahrhundertwendegedichts von Otto Julius Bierbaum aus dem Lautsprecher. Bierbaum schrieb in „Traum durch die Dämmerung“:

### **Zitator**

„Weite Wiesen im Dämmergrau;  
die Sonne verglomm, die Sterne ziehn,  
nun geh' ich hin zu der schönsten Frau,  
weit über Wiesen im Dämmergrau,  
tief in den Busch von Jasmin.“

### **Erzähler**

Auf dem Arno Schmidtschen Mond dudelt es:

### **Zitator**

„Waite Mare im Dämmer-Grooo. / Die Sonnö verglomm. Die Schtärnrö ziehn...“ / (beziehungsweise *nicht*, sie schtanden ja fast – aber es war immer anerkennenswert, wie man sich mühte, die alten Dinger zu ‚wenden‘; also mach' ruhich weiter) : / „Nun jumpe ich hin, zu der schön-hönstönn Frooo...“

## **Erzählerin**

Das „Jumpen“ in weit-unbeholfenen Sprüngen, im Raumanzug, über die „weiten Mare“ ist eine der beiläufigen Chiffren des Romans für das mondhaft ganz Andere.

## **Musik**

## **Erzähler**

Wenn der Mond aufgeht, wirkt er gelegentlich unglaublich riesenhaft, ein optisches Phänomen, das den Betrachter fast denken lässt, man könne dieses gigantische Ding ohne weite Wege erreichen. Die Münchhausensche Märchenphantasie, man könne auf den Mond hochklettern, greift auch Honoré Balzac im *Landarzt* auf. Das Hochklettern auf den Mond bezeichnet die unbedingte und unbekümmerte Ergebenheit der französischen Soldaten, die für ihren Kaiser alles tun würden.

## **Zitator**

„Also gut! erwidert die Armee, wir fischen dir Königreiche mit unseren Bajonetten auf. Ha! Da hieß es nicht zurückweichen, wissen Sie! Und wenn er es in der Rübe gehabt hätte, den Mond zu erobern, ja, dann hätte man eben dazusehen müssen, seine Sachen packen und hochklettern – glücklicherweise hat er's nicht haben wollen.“

## **Musik**

### **Erzähler**

Das helle Mondlicht verzaubert, was es bescheint. Doch wie jeder Zauber ist auch der des Mondlichts gefährlich. Wenn es in Kafkas *Proceß* dem Ende zugeht, führen die Henker den unglücklichen Josef K. in den Steinbruch, wo sich unter paradoxen Höflichkeiten die Hinrichtung vollziehen wird.

### **Zitator**

„Jetzt ließen sie K. los, der stumm wartete, nahmen die Zylinderhüte ab und wischten sich, während sie sich im Steinbruch umsahen, mit den Taschentüchern den Schweiß von der Stirn. Überall lag der Mondschein mit seiner Natürlichkeit und Ruhe, die keinem anderen Licht gegeben ist.“

### **Erzähler**

In Abenteuerromanen ist dieses helle, ruhige Licht des vollen Mondes oft eine große Bedrohung – etwa für den Piloten im Krieg oder den Agenten, der sich über eine Grenze schleichen muss. Beide Situationen werden in John Le Carrés Spionageroman *Krieg im Spiegel* (1965) kurz berührt.

## **Zitator**

„Leiser machte sich Sorgen wegen des Mondes, und so standen sie nach dem Abendessen in einer frierenden kleinen Gruppe an der Hintertür und schauten in den Himmel. Es war merkwürdig hell; die Wolken zogen wie schwarzer Rauch, so niedrig, dass sie sich mit den schwankenden Zweigen des Wäldchens zu vermengen und die grauen Felder dahinter halb zu verbergen schienen.

„Es wird an der Grenze dunkler sein, Fred‘, sagte Avery. „Das Terrain liegt höher, es gibt Berge.““

## **Erzählerin**

Wenn man auf schützendes Dunkel hofft, ist der Mond gefährlich. In dem vielleicht unheimlichsten Song von Franz Josef Degenhardt „So sind hier die Leute“ aus dem Jahr 1968 scheint der Mond hell. Und gerade das ist fatal. In diesem Lied spricht der Wirt eines entlegenen Dorfes zu einem Gast, der nach einem Autounfall in sein Haus gekommen ist, und er warnt ihn, er solle besser im Wirtshaus bleiben.

## **Zitator/Musik**

„Die sind voll Misstrauen hier die Leut,  
Und haben Hunde scharfgemacht,  
Die spüren jeden Fremden auf,  
Und dies ist eine helle Nacht.  
Ihr sagt: Wir leben doch heute!

Ja, gewiss – aber so sind hier die Leute.“

### **Erzähler**

Die Leute, verbittert über die schlechten Zeiten, suchen „den, der schuldig ist / an all dem Unglück in der Welt.“ Und der Fremde im Wirtshaus sieht genau dem ähnlich, der an allem schuld ist und den einer der Dörfler einmal im Traum gesehen hat.

### **Musik**

„Hört, ihre Hunde haben die Spur,  
Sie kommen, werft den Mantel um!  
Warum ist euer Wagen auch  
So rot! Das spricht sich schnell herum.  
Sie haben ihre Forken mit,  
Der Schulze führt den Haufen an,  
Der Mond ist voll, das ist die Zeit  
Wo keiner nachts hier schlafen kann.“

### **Erzählerin**

Der Mond ist gleichzeitig das Naturphänomen, das den Gejagten preisgibt („und dies ist eine helle Nacht“), und die dämonische Kraft, welche die Leute verrückt macht.

### **Musik**

## **Erzählerin**

Die Unheimlichkeit des Mondes verbindet sich meist mit der vollen runden Scheibe. Ihr Licht ist am stärksten, die fleckig-unbestimmte Krater- oder Bilderlandschaft liefert die meisten beunruhigenden Assoziationspunkte. Doch gibt es Ausnahmen, in denen sich das Schreckenerregende des Mondes insbesondere mit dem spitzen Halbmond verbindet. Ein berühmtes Beispiel bietet E. T. A. Hoffmanns „Der Sandmann“. An diesem ersten der *Nachtstücke* hat Sigmund Freud versucht zu erklären, was das „Unheimliche“ ist. E.T.A. Hoffmanns Kinderfrau erzählt auf die bange Frage, wer denn der Sandmann sei, mit dessen Beschwörung die Kinder immer ins Bett geschickt werden:

## **Zitatorin**

„Das ist ein böser Mann, der kommt zu den Kindern, wenn sie nicht zu Bett gehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, dass sie blutig zum Kopf herausspringen, die wirft er dann in den Sack und trägt sie in den Halbmond zur Atzung für seine Kinderchen; die sitzen dort im Nest und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken sie der unartigen Menschenkinderlein Augen auf.“

## **Erzähler**

Und ganz von ferne und weil es auch dort um böse Vögel geht, mögen wir bei diesem unheimlichen Sandmann-Mond noch an jene allertiefsttraurige, in ihrer abgründigen Verlorenheit nicht zu überbietende Stelle der deutschen Literatur denken, wo alles, auch das Licht des Mondes, zu einem bösen Nichts wird:

### **Zitatorin**

„Es war eimal ein arm Kind und hat kein Vater und kei Mutter, war Alles tot und war Niemand mehr auf der Welt. Alles tot, und es ist hingangen und hat gerrt [*geweint*] Tag und Nacht. Und wie auf der Erd Niemand mehr war, wollt's in Himmel gehen, und der Mond guckt es so freundlich an und wie's endlich zum Mond kam, war's ein Stück faul Holz und da ist es zur Sonn gangen und wie's zur Sonn kam war's ein verwelkt Sonneblum und wie's zu den Sterne kam, wars klei golde Mücke, die warn angesteckt wie der Neuntöter sie auf die Schlehe steckt, und wie's wieder auf die Erd wollt, war die Erd ein umgestürzter Hafen und war ganz allein und da hat sich's hingesezt und gerrt und da sitzt es noch und ist ganz allein.“

### **Erzähler**

Das ist das entsetzliche Märchen, das die Großmutter in Büchners *Woyzeck* den Kindern erzählt. Seltsamerweise kehrt hier das Motiv von den gefräßigen Vögeln mit den spitzen Schnäbeln implizit wieder in der Vorstellung von dem kosmischen Neuntöter, der die Sterne „ansteckt“

wie die gefangenen Insekten. Und der Mond ist „ein Stück faul Holz“, nichts bleibt von ihm übrig außer dem lügenhaft phosphoreszierenden Schein; der Mond als Irrlicht.

## **Musik**

### **Erzählerin**

Der Mond täuscht, er verführt, er macht alles unheimlich und er macht alles zauberisch schön. Vor allem schafft er etwas, das wir nicht mehr recht gewohnt sind: eine große Stille.

### **Zitator**

„Der große, runde, kupferrote Mond blickte voll durch die Fenster herein. ‚Diese Stille kommt vom Mond‘, dachte Raskolnikoff, ‚er gibt sich jetzt ein Rätsel auf.‘ Er stand und wartete, und je stiller der Mond war, um so stärker klopfte sein Herz, es tat ihm sogar weh. Und immer noch diese Stille.“

### **Erzähler**

In diese Stille tritt oft die Musik. „Clair de lune“ heißt der dritte Satz aus Debussys 1890 komponierter *Suite bergamasque*. Er geht auf ein Gedicht von Verlaine zurück. In dieser Mondscheinmusik, die – wie es bei Verlaine heißt – traurig ist und schön, hören wir das Licht der Stille.

## **Musik**

*Debussy, Clair de lune*